

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 20

Artikel: Warten
Autor: Franken, Louise / Angst, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sind, und auch nicht nach unserem Namen gefragt hat, hat dir acht Jahre der Arbeit an der Seite deiner betagten Eltern geschenkt. Es ist daher nur recht und billig, wenn wir ihm dafür die Arbeit wenigstens eines Jahres schenken! Ich werde dich dieses eine Jahr erhalten unter der einzigen Bedingung, daß das, was du in dieser Zeit verdienst, in einen Beutel getan wird, dessen Inhalt unserem Wohltäter in der Stadt gehören soll! — Heute nun, Sennor, bringe ich Ihnen dieses Geld. Es ist der Schweiß eines ganzen langen Jahres; für weitere sieben Jahre bleiben wir Ihnen verschuldet!“

Nach diesen Worten legte der Landmann einen Beutel mit Geld in die Hand Don Truebas. Und ehe sich dieser noch von seiner grenzenlosen Verlegenheit und Verwunderung erholt

hatte, war der Landmann wieder verschwunden.

Die Summe aber, die der Beutel in Don Truebas Hand enthielt, war groß genug, um denselben nicht allein nur seiner augenblicklichen finanziellen Bedrängnis zu entreißen, sondern ihn auch noch für die nächsten Monate der dringendsten Sorgen zu entheben!

*

Wenn der kindlich-religiöse spanische Dichter in der Folge seinen Freunden und Bekannten diese Begebenheit erzählte, pflegte er stets hinzuzufügen, „daß er nicht genau wisse, ob jener Alte wirklich der Vater eines Refruten gewesen sei und nicht vielmehr ein Abgesandter Gottes, dessen Mission es gewesen war, ihn aus seinen Nöten zu befreien ...“

Warten

Von Louise Franken

Aus dem Holländischen übersetzt von A. Angst

Mit erregten kleinen Schritten lief Tilly das Trottoir auf und ab. Es war dumm von ihr, eine halbe Stunde früher zu kommen, aber sie konnte es zu Hause nicht mehr länger aushalten. Sie hatte von allem Abschied genommen, noch einmal alle Zimmer durchschritten und war dann zum Hause hinausgeflüchtet mit zusammengeknürter Kehle. Jetzt mußte sie warten, bis Ludwig kam.

Es war unangenehm kalt. Ein dichter Nebel hatte sich beim Dunkelwerden niedergesenkt und die ganze Welt eingehüllt. Tilly fröstelte, und doch war sie froh, daß sie von jetzt an nicht mehr nur ein Schatten sein sollte, dies Gefühl gab ihr Genugthuung. Die vorübergehenden Leute gingen alle hastig nach Hause. Niemand achtete auf die einsame, wartende Frau. Sollte sie wohl in irgend ein Kaffeehaus gehen? Nein, lieber nicht, zufällig könnte sie ja einen Bekannten dort antreffen. Obgleich — was bildete sie sich doch nur für dummes, verrücktes Zeug ein! Die Leute werden es so oder anders früh genug wissen, so etwas bleibt nie lange geheim. Wieder einmal

ein Skandal, und diesmal war sie der Mittelpunkt! — „Wißt ihr schon, Tilly Vervey ist von ihrem Mann weggelaufen, es heißt, mit Ludwig van Dooren!“ — Dann ergeht man sich in Vermutungen, Fragen, allen möglichen Redensarten. Tilly kannte diese Schwärmereien — nun sollte sie selbst so durchgehechelt werden! — Eine schlechte Frau! — Wer sagt denn das? Es schien ihr, als ob ein Seufzer laut würde. Sie schaute sich um. Nein, niemand. — Hatte sie selbst diese Worte ausgesprochen? Schlechte Frau! War sie wirklich eine schlechte Frau, weil sie ihren Mann nicht mehr liebte und mit einem andern ging? War es denn nicht viel schlechter, ein Scheinleben zu führen, ihrem Mann Liebe vorzutäuschen, ihn so zu betrügen, statt aufrichtig zu sein? — Schlecht, wirklich schlecht war sie gewiß nicht. Natürlich würden die Leute sich auf die Seite ihres Gatten stellen und sagen, daß er doch immer gut zu ihr gewesen sei.

Ja, eigentlich war er das, überlegte Tilly plötzlich. Aber warum konnte sie ihn denn nicht mehr lieben? Wie zuvor hatte sie sich schwere

Gedanken darüber gemacht, es war alles so plötzlich über sie gekommen, seit sie Ludwig kennen gelernt hatte. Ihr Mann war so gewöhnlich neben Ludwig. Sie war sich voll bewußt, welch großen Eindruck dieser auf sie gemacht, einen Eindruck, der je länger, um so tiefer wurde und dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Aber, was hatte sie denn so mächtig zu dem fremden Manne hingezogen? — Sie konnte es kaum sagen. Es war seine ganze Persönlichkeit, es ging ein Zauber von ihm aus, den hatte ihr Mann nicht. Dagegen war ihr Gatte männlicher, eigentlich tüchtiger, solider. Tilly grübelte nach, aber sie konnte ihre Gefühle nicht in Worte fassen, sie kam sich selbst fremd und haltlos vor. Und dann — auf einmal zuckte sie zusammen — würden diese warmen Empfindungen für Ludwig anhalten, von langer Dauer sein? Sollte er imstand sein — Unsinn — brach sie ab, was kam denn nur über sie? Woher diese plötzliche Unruhe, oder war es Furcht, quälende Angst?

Sie schaute auf ihre Uhr. Waren wirklich erst fünf Minuten vorüber? Wie lange wurde ihr doch das Warten! Sie zog ihren Mantel enger zusammen, es war so kalt! Vielleicht kam Ludwig etwas früher. Wo sollten sie hingehen? Tilly wußte es selbst nicht. Natürlich ins Ausland. Ludwig wird schon für alles sorgen. Wie eigen, in einer Stunde schon saß sie im Zug, der sie fortführte, immer weiter von dem weg, was einst ihr Glück gewesen. Es war kein lautes, be rauschendes Glück, aber es schien von Dauer, bis dieser fremde Mann mit den schwarzen, durchdringenden Augen kam und eines Tages ihr Eheglück in Scherben lag. — In einer Stunde sollte ihr Abenteuer beginnen. Als sie sich jung vermählte, hatte sie ihre Heirat das „große Abenteuer“ genannt! Aber nun wußte sie, daß ihr „großes Abenteuer“ erst heute anfangen würde. Was war denn Abenteuerliches, Romanhaftes in einer gewöhnlichen, guten Ehe?

Wieder schaute sie auf die Uhr: Kaum sieben Minuten vorbei! Oder stand ihre Uhr still? Nein, sie lief. Wie ging doch die Zeit langsam, warten, immer warten! — Was wird ihr Mann denken, wenn er nach Hause kommt? Er wird

heute sehr spät dort sein, da er noch eine Sitzung hat. Dann findet er ihren Brief — was wird er anfangen? Wird er sie bald vergessen und eine andere Frau nehmen? Oder wird er warten, bis sie zu ihm zurückkehrt? Ob sie das wirklich später tun wird, wenn sie müde und alt geworden? Eigentlich hatte sie sich bei ihm immer so sicher gefühlt. Und soll —

Nein, schrecklicher Gedanke — nur nicht daran rühren, nicht an ihr Kind denken — So fest hatte sie sich's vorgenommen, nicht an Fränzchen, ihren kleinen Jungen zu denken! O Gott, nur das nicht! Wird er Mimi fragen, wo Mama ist? Wird er arg weinen und nach ihr rufen? Daß eine Frau ihren Mann verläßt, ist zu begreifen, aber eine Frau, die ihr Kind im Stich läßt — wo hat sie das nur gehört oder gelesen? — Und Ludwig will das Kind nicht mitnehmen, er will sie allein, nur sie! Und wenn er nach ein paar Monaten genug von ihr hätte, wenn sie ihm nur ein Zeitvertreib, eine flüchtige Leidenschaft bedeutete? Wenn er sie auch verlasse? Sie schauderte.

„Mutter!“ — Wer rief sie, Fränzchen? — Eine Frau lief vorüber, eine ärmlich gekleidete, einfache Frau und hinter ihr trippelte ein kleiner Junge, der sich an ihrem Kleid festhielt. Die Frau dachte offenbar an etwas ganz anderes und achtete nicht auf das Kind. Ein kurzer Augenblick nur, dann waren beide im dichten Nebel verschwunden. Tilly wollte der Frau nachgehen und ihr sagen, daß das Kind gewiß müde sei und kalt habe. Aber hatte sie ein Recht dazu, sie, die ihr eigenes Kind seinem Geschick überließ, für immer! — Jene Frau aber, wenn sie aus ihren Träumen erwacht, nimmt sie gewiß ihr Kind auf die Arme, wärmt und tröstet es. Und sie überläßt ihr Kind fremden Leuten! Mögen andere es trösten, wenn Mutter nicht wiederkommt! Und wenn es nun krank wird, sollen andere — —

Wie spät ist es? — Noch elf Minuten. Die Zeit eilt. Noch elf Minuten warten, dann wird Ludwig kommen und sie weit hinwegführen, fort von Fränzchen und ihrem Manne, fort in den dichten Nebel! —

„Mutti!“ — Ein schwaches Kinderstimmchen,

müde, zermürbt, vom vielen Weinen! Welche Qual! — Warten — warten! — Noch zehn Minuten. Wenn Ludwig nun früher käme, oder am Ende gar nicht? — Er wollte sein Leben genießen, jede Stunde unbekümmert auskosten, Furcht, Sorge flößten ihm Widerwillen, Ekel ein. Und sie war eine verheiratete Frau — bangte ihm vielleicht vor unangenehmen Folgen? — Er war im Grunde eine schwache, feige Natur — ihr Mann aber stark und — Fränzchen rief nach ihr.

Noch sechs Minuten — Wenn ich da bleibe

und wenn er kommt, so ist's getan, dann gibt's kein Zurück mehr!

„Ludwig, wer bist du eigentlich? Ich kenne Dich ja nicht! Mein Mann — mein Kind!“ —

Noch vier Minuten. — Ein Auto faust heran. Sollte Ludwig — Gott sei Dank, er ist's nicht, noch nicht. Soll sie? Der Taxi ist leer. —

Fünf Minuten später stürmt Lilly ins Haus, das sie verlassen wollte, die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer, wirft sich aufs Bett und weint, schluchzt herzzerbrechend, bis sie in Schlaf fällt.

Schönste Stunde

Josef Reinhart

Schönste Stunde, kann ich nichts als Baum und Pflanze sein

Sauge Luft und trinke Sonne in mich ein.

So nur seiend, wesend, ganz nur hingegeben,

Ahn' ich traumhaft in mir Gottes wirkend Weben.

Immer wache Tagesängste sind geschwunden,

Abgefallen ist das strenge Mass der Stunden,

Und der Baum in seiner sonnenstillen Bucht

Weiss nicht, treibt er Blüten oder treibt er Frucht.

Das Pilzgericht

Die Sache hatte an jenem späten Septembertag ihren Anfang genommen, als Herr Klein hans einen Nachmittagsspaziergang in den nahen Wald machte, um seine Nerven ein wenig auszuruhen. Kleinhans war gerade im Begriff, den besänftigenden Einfluß der Waldesstille festzustellen, als plötzlich aus dem dämmerigen Grün ein Mann auftauchte, der sich beim Näherkommen als sein Kollege Fröh entpuppte.

„Mein Gott, Fröh!“ sagte Kleinhans überrascht. „Was haben Sie denn da?“ Und er wies auf ein prall gefülltes Marktnetz, das Fröh mit sich schlepte und das gut seine sechs, sieben Pfund wiegen mochte.

„Pilze!“ erwiderte der andere stolz und hielt Kleinhans seine Jagdbeute vor die Augen.

„Pilze?“ wiederholte der erstaunt, denn seine Kenntnisse auf diesem Gebiet beschränkten sich bislang im großen und ganzen auf jene Schwämme, die an den Wänden eines etwas

feuchten, nach Norden belegten Wohnzimmers wucherten und denen er seine Neigung zu rheumatischen Leiden zuschrieb. Im übrigen kannte er diese nahrhaften Gewächse nur in gekochtem oder gedörrtem Zustand. „Und kann man die essen?“

„Selbstverständlich!“ erwiderte Fröh leicht verletzt. „Ich kenne mich doch aus in diesen Dingen!“ Und gleich einem richtigen Jäger begann er jetzt, seine Erfolge aufzuzählen und die Voraussagen dieser Erfolge: wann er die Pilze gefunden habe, wie er sie gefunden habe und welche Arten seine Beute geworden waren. „Kommen Sie!“ sagte er eifrig, denn er mochte Kleinhans gern. „Gleich dahinten ist eine Bank — ich hab' noch ein wenig Zeit — da kann ich Ihnen gleich zeigen, am lebenden Objekt sozusagen, welche Pilze genießbar sind und wie man sie von den giftigen oder nicht eßbaren unterscheidet.“ Kleinhans nahm das Angebot dankbar an.